

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Jahn, Karl: Aus der wirtschaftlichen Entwicklung Wusterhausens.

Aus der wirtschaftlichen Entwicklung Wusterhausens

An der verkehrsreichen Berlin—Hamburger Chaussee träumt Wusterhausen als kleines, unbedeutendes Landstädtchen von einstigen großen Tagen. Hier fand damals eine von Lübeck und Rostock nach Süden führende Handelsstraße den Übergang über die Dosse, die bis zu dieser Stelle schiffbar war. Aus dem über Land- und Wasserstraße ziehenden Handel erwuchs der jungen Siedlung ein gewisser Wohlstand. Der Geschichtsschreiber Bekmann berichtet darüber: „Ehedem hat unstreitig die handlung zur nahrung ein großes beigetragen, da die Dosse noch . . . bis an den ort in der Stat schifbar gewesen, wo man doch die merkmahle der anlandung und die einem kleinem hafen ähnliche anfuhrt siehet, auch versunkene mühlsteine, die daselbst ausgeladen worden; wie dann der ort auch noch jetzt die „schiffahrt“ heißt. Es hat also hierdurch der handel auf die havel und die elbe, Spree und Oder, nach Hamburg, Magdeburg, Berlin und anderen örtern einen freien weg gehabt, wodurch auch die verkehr mit den tüchern nach norden hin unterhalten worden.“

Infolge des günstigen Wasserweges wurde in Wusterhausen eine Salzniederlage errichtet. Das Salz kam wahrscheinlich aus dem Lüneburgischen in Schiffen auf Ilmenau, Elbe, Havel und Dosse in den damaligen Hafen, von dem nur der Name Schiffahrt erhalten blieb. Bohlen der Hafenanlage fand man noch, als 1933 der Platz neu gepflastert wurde. Vom Hafen führte ein breiter Graben zum Zollhaus, das an der Ostseite des Platzes lag. Von hier wurde das Salz mit Fuhrwerken abgeholt. Nordwärts beförderte man das Salz vermutlich auf dem Wasserwege weiter über Klempowsee, Bantikower und Stolper See zum Salzsee. Wie wäre sonst der eigenartige Name dieses Sees zu erklären! In weitem Umkreis durften die Bauern ihr Salz nur aus Wusterhausen holen. Im Osten reichte dieses Salzmonopol bis an die Temnitz.

Der Salzhandel brachte den Wusterhausenern reichen Gewinn. Außerdem wurde für die Ware Zoll erhoben, der auch in den Stadtsäckel floß. Eigentlich stand er dem Markgrafen von Brandenburg als dem Herrn der Stadt zu. Markgraf Waldemar aber hatte von der Stadt erhebliche Summen geborgt, die er nicht zurückzahlen konnte. Um die drängenden Bürger zu befriedigen, verpfändete er ihnen um 1317 die Zollgerechtigkeit.

Der steigende Reichtum der Stadt hat in der Kirche einen dauernden, weit- hin sichtbaren Ausdruck gefunden. In dem Maße, wie der Wohlstand stieg, erweiterte man den Plan des um 1250 begonnenen Kirchenbaues mehrmals noch während der Bauarbeiten. Als das Gotteshaus eben fertig war, folgten wieder Um-, Erweiterungs- und Ausbauten. So kann man an unserer Kirche bis 1500 fünf Bauzeiten unterscheiden. Noch heute zeugt das für die kleine Stadt verhältnismäßig große und hohe Kirchendach, neben dem die kleinen Häuser wie Küchlein um die Henne geschart liegen, von der einstigen Bedeutung des Ortes. Als 1560 das Salzmonopol erlosch, versiegte damit eine wichtige Quelle des städtischen Wohlstandes.

Wie einst durch den Salzhandel, wurde Wusterhausen später durch seine Schuster bekannt, deren Gilde um 1500 schon eine der angesehensten war. Gemeinsam mit den Tuchmachern besaßen die Schuster eine Loh- und Walkmühle im Kampehler Tor, die an der Stelle des Hauses Karl-Marx-Straße 19 stand. Die „Schusterdosse“, die diese Mühle trieb, ist heute zugeschüttet. Die einst darüber führende gewölbte Chausseebrücke liegt heute noch, allerdings überpflastert, im Zuge der Karl-Marx-Straße. Neben dieser Mühle sorgten noch mehrere, ebenfalls an der Schusterdosse sitzende Lohgerber dafür, daß den Schustern das Leder nicht ausging. Im vorigen Jahrhundert nahm das Schustergewerbe bei uns einen beachtlichen Aufschwung, um während der Gründerzeit, also nach 1870, seine volle Blüte zu erreichen. 98 selbständige Schuhmachermeister gab es damals in unserem Städtchen, das deshalb den Scherznamen „Schusterhausen“ erhielt.

An der dem Platz zugekehrten Wand des Eckhauses im Südosten der Schiffahrt meldet heute noch ein Schild wichtig, wenn auch unorthographisch, daß sich hier eine „Schuh & Stiefel-Fabrik“ befand. Auf der anderen, in der Thälmannstraße gelegenen Wand des Eckhauses weist ein großer gemalter Stiefel darauf hin, daß die Wusterhausener Schuster derbe Arbeitsstiefel herstellten. Die Stiefel wurden alljährlich mit Fuhrwerken zur Messe nach Leipzig geschafft. Nachdem 1844 die Berlin-Hamburger Eisenbahn gebaut war, steckten die Meister ihre Stiefel in große Säcke und fuhren damit von Neustadt auf der Bahn nach Berlin. Größere Betriebe verpackten die Stiefel in kofferähnlichen Holzkästen, die etwa 1½ Meter lang und breit und etwas über 1 Meter hoch waren.

Ein Fuhrunternehmer beförderte die vollen Kästen von der Schiffahrt aus nach Berlin, während die Meister bequem mit der Bahn nachfuhren.

Spürt man dem Leben unserer Schuster eingehender nach, so erkennt man wieder einmal, wie falsch und verlogen das beliebte Wort von der „guten alten Zeit“ ist. Oft fehlte es den Schustern an dem nötigen Geld für die

Bahnfahrt. So schoben sie denn ihre Stiefel auf der Schubkarre nach Berlin. Um den Fahrpreis geht es auch in der folgenden wahren Geschichte. Als die Schuster mit ihren Stiefeln nach Neustadt unterwegs waren, um sie nach Berlin zu bringen, wettete Meister Hoffmann mit seinen Kollegen um drei Taler, daß er ohne Fahrkarte durchkommen würde. In den Zug kam er ohne Fahrschein, es gab damals noch keine Sperren. Die Kollegen warteten gespannt auf den Schaffner, der es dem Hoffmann schon zeigen würde. „Die Fahrkarten bitte!“ Hoffmann fuhr seelenruhig in die obere Westentasche: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ Dann durchsuchte er umständlich die untere: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ So ging er langsam und ruhig alle Taschen durch, und ihrer waren früher in einem Männeranzug nicht wenige. Dazu murmelte er fortwährend: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ Dann kam der Stiefelsack dran. Nachdem er ihn umständlich geöffnet hatte, suchte und kramte er darin herum. „Ja, das hilft nicht, ich muß ihn ausschütten!“ Die Stiefel kollerten im Abteil herum. Jeder kam einzeln heran. Zunächst versuchte er auszuschütten, was etwa drin sein könnte. Dann drehte er ihn um, fuhr mit der Hand hinein und durchsuchte sein Inneres gründlich. Dazu das fortwährende eintönige Murmeln: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ Das kann kein Mensch auf die Dauer ertragen, auch ein Schaffner nicht. Der wußte sich nicht anders zu helfen, als dem armen Schuster zu glauben, was dieser andauernd beteuerte. Die Wirkung war so nachhaltig, daß er ihn auch bei den weiteren Kontrollen unbehelligt ließ. So sparte Schuster Hoffmann das Geld für die Fahrkarte und bekam — hatte er doch die Wette gewonnen — obendrein noch drei Taler.

Neben den nach außerhalb gehenden Stiefeln schafften unsere Schuster auch für die umwohnende Bevölkerung. Die Arbeit häufte sich. Die Schustergesellen begannen um 8 Uhr zu arbeiten. Mit kurzen Essenpausen ging es dann meistens bis Mitternacht. Wenn viel Arbeit vorlag, wurde es 1, 2 oder 3 Uhr. Die Nacht zum Sonntag wurde oft durchgearbeitet. Am Sonntag saß man auch noch bis über den Mittag hinaus bei der Arbeit. Dann ging es mit der fertigen Ware auf die Dörfer hinaus. Neue Bestellungen und reparaturbedürftige Schuhe wurden gleich wieder mitgenommen. Wie sah es bei dieser fast ununterbrochenen Tätigkeit mit dem Lohn aus? Die Gesellen arbeiteten auf „Halbstück“, das heißt, sie bekamen freie Unterkunft und Verpflegung, ihre Wäsche wurde ihnen kostenlos gewaschen. Außerdem erhielten sie noch Stücklohn, für ein Paar kurze Stiefel 1,25 M, für dreiviertel lange 1,50 M und für ein Paar Langschäfte 1,75 M. Ein Mann schaffte in der Woche etwa 9 bis 12 Paar. Demnach hatte

ein Geselle, der kaum anderes als Arbeiten, Essen und Schlafen kannte, wöchentlich etwa 15 M Bargeld.

Wer es zum selbständigen Meister gebracht hatte, dem ging es allerdings gut. Er bekam für ein Paar Stiefel je nach Länge 6 bis 9 M. Man erzählt heute noch von dem Meister Wartenbach, der als Geselle mit 18 Silbergroschen in der Tasche hier ankam. Es gelang ihm, sich selbständig zu machen. In seiner Werkstatt arbeiteten fünf Gesellen vorwiegend Stiefel für die Rathenower Husaren. Das war zwar nicht für die Gesellen, wohl aber für den Meister sehr einträglich. Der stand sich so, daß er jedem seiner fünf Kinder 5000 M mitgeben konnte.

Den wachsenden Fabrikbetrieben konnten unsere Meister mit ihrer Handarbeit nicht standhalten. So ging eine Schusterei nach der anderen ein. Die letzten erlagen den Nachwirkungen des ersten Weltkrieges. Heute haben hier nur noch einige Flickschuster ein kümmerliches Dasein. An so manchem Haus aber scheint durch den neuen Anstrich noch das Firmenschild einer alten Schuhmacherei hindurch.

Etwas später entwickelte sich hier die Tabakindustrie. Da hatten einige Bauern etwa um 1850 mit dem Tabakanbau begonnen, zunächst vielleicht nur für den eigenen Bedarf. Der Anbau wurde erweitert, wovon noch eine „Tabakscheune“, die heute zum Holztrocknen benutzt wird, auf dem Grundstück Dossestraße Nr. 11 zeugt. Dann erlernten wohl einige Bauern oder deren Söhne das Zigarrenmachen und arbeiteten neben der Landarbeit, ohne eine Firma anzumelden. 1876 eröffnete der aus der Landwirtschaft kommende Gustav Heller hier die erste Zigarrenmacherei, in der er mit seinen beiden Söhnen arbeitete. Nun genügte der einheimische Tabak nicht mehr. Ausländische Tabake wurden eingeführt, und der hiesige Anbau ging ein. 1881 baute Carl Kleist in der jetzigen Moskauer Straße eine Zigarrenfabrik. Darin arbeiteten 20 Zigarrenmacher und 10 Frauen, die den Tabak zubereiteten. Außerdem waren noch Heimarbeiter neben der Fabrik tätig. Ferner gehörte noch ein Nebenbetrieb in Holten in Westfalen zur Firma. Die dort gefertigten Zigarren wurden zum Ablagern und zum Verpacken hierher geschickt. 40 000 Zigarren stellte die Firma wöchentlich her. Beim Ausbruch des ersten Weltkrieges lagerten in ihren Räumen etwa eine Million Zigarren.

Aus dem Kleistschen Betrieb gingen mehrere Zigarrenmacher hervor, die selbständig wurden. So entstanden die Firmen Plagemann, Albrecht und Blumenthal. Die Zigarrenmacher gehörten in der Mehrzahl der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands an, weshalb unser Ort den Beinamen das „rote Wusterhausen“ bekam.

Nach 1900 entwickelten sich in größeren Städten mit günstigerer Lage tabakverarbeitende Großbetriebe, die unter vorteilhafteren Bedingungen produzierten. Die wirtschaftlichen Erschütterungen des zweiten Weltkrieges verschärften den Existenzkampf unserer Mittel- und Kleinbetriebe. So ging allmählich eine Firma nach der anderen ein. Die Kleistsche Fabrik schloß 1934 den Betrieb. Nach dem zweiten Weltkrieg stellte 1949 die Firma G. Heller, die als erste mit der Zigarrenmacherei begann, als letzte den Betrieb ein.

Literatur und sonstige Quellen:

Mündliche Mitteilungen von Wusterhausener Bürgern.

Johannes G. Iskraut: Fünfzehnhundert Jahre im Dosselande. Im Selbstverlag 1875.

Karl Altrichter: Geschichte der Stadt Wusterhausen an der Dosse.

Verlag Rud. Petrenz, Neuruppin 1888.

Ernst Friedel und Robert Mielke: Landeskunde der Provinz Brandenburg, Band 2 und 3. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1910.

Theodor Goecke. Die Kunstdenkmäler des Kreises Ruppin. Vossische Buchhandlung, Berlin 1914.



Aufn.: A. Ücker, Perleberg

Perleberg, Schuhstraße